

ELMAR FABER
Verloren im Paradies

ELMAR FABER

Verloren im Paradies

EIN VERLEGERLEBEN

 aufbau



ISBN 978-3-351-03572-3

Aufbau ist eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

1. Auflage 2014

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2014

Einbandgestaltung hißmann, heilmann, Hamburg

Satz LVD GmbH, Berlin

Druck und Binden CPI - Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

www.aufbau-verlag.de

Im September 1990 steckte ich eine Karte in den Karteikasten meiner Erinnerungen, die eine erste - winzige - Bilanz der Wendezeit zog und eine Erwartung festhielt: »Wir hätten die Chance gehabt«, hieß es da, »im Zuge der deutschen Einheit innezuhalten und auf dem Hintergrund einer kontroversen geschichtlichen Erfahrung auch im Buchbereich nach Modellen für die Zukunft zu suchen. Wir scheinen die Chance zu verpassen«, wie auf vielen anderen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens auch, müßte man heute hinzufügen. »Oder bleibt tatsächlich noch ein Weg nach oben, wenn alle anderen Wege verstellt sind? Das deutsche Verlagswesen verändert sich. Zu den gesicherten Unternehmen der Bundesrepublik kommen die gesicherten Un-

ternehmen der DDR hinzu. Die Kleinverlage West erhalten Zustrom von den Kleinverlagen Ost. Schon fürchten Arrivierte das bunte Volk der Neugründer. Es ist wieder ein wenig mehr Enthusiasmus zu spüren, ein wenig mehr Einbildungskraft, als es die kommerzialisierte Branche gewöhnt ist. Autoren tragen ihre Manuskripte nicht mehr allein von Ost nach West. Richtungen ändern sich. Leser stürzen sich in neue Leseabenteuer. Auf beiden Seiten entdecken Bücherfreunde neue Welten. Der Hunger auf die sinnliche Welt schlägt in den Buchläden der DDR manche Eskapaden. Langsam beginnen die Alphabeten auf beiden Seiten zu begreifen, daß ihnen etwas vorenthalten worden ist. Der deutsche Buchmarkt ist in Aufbruchstimmung. Autoren, Verleger und Buchhändler sollten dafür sorgen, daß er nicht nur die Kaufmannsseele zufriedenstellt.«

Merkwürdige Reminiszenzen.

Wir könnten darüber nachdenken, ob die Bücherwelt, der Literaturmarkt tatsächlich besser geworden sind. Und wir haben darüber nachzudenken, ob die Wendejahre wenigstens die eine Verheißung erfüllten, eine Hälfte unseres Kontinents, Osteuropa, für die andere Hälfte, Westeuropa, literarisch besser sichtbar zu machen, möglichst hell auszuleuchten - und umgekehrt natürlich auch. Leicht können wir feststellen, daß wir da nach wie vor nur mit der Funzel unterwegs sind und - wie der griechische Philosoph Diogenes - vergeblich nach den (historischen) Wahrheiten suchen. Den politischen und sozialen Verstrickungen des letzten Jahrhunderts in beiden Teilen Europas auf den Grund zu kommen bleibt eine Jahrhundertaufgabe für die Literatur. Das Buch scheint mir unerlässlich für das Selbstverständnis des europäischen Menschen, wenn wir nicht allein dem Euro, also dem Geld, die Bewahrung unseres Lebens anvertrauen wollen. Die Wendezeit. Viele haben diese als eine Art Kultursturz, als Abwicklung und Neuanfang in

einem erlebt, als wäre die DDR-Welt ein großes Ginkgo-Blatt, das sich selbst getrennt und sich als zwei in einem wiedergefunden hätte, wie es Goethe in seinen lyrischen Dichtungen beschrieben hat.

Tatsächlich waren die Jahre 1989/90 und danach eine zerstrittene Zeit. Jeder mußte auf seine Weise mit dem Untergang der DDR-Gesellschaft fertigwerden. Die ihr anhängen, mußten sich ins Rechte denken, warum der Sozialismus so pervertiert war, warum die Utopie so abrupt und lautlos zerstob. Die die DDR nicht mochten, frohlockten, wurden aber dennoch in den Abgrund sozialer Unsicherheit und Arbeitslosigkeit hinabgestoßen. Beide Bevölkerungsteile mußten über Kommendes nachdenken, über Modelle gesellschaftlicher Organisation in zukünftigen Jahrzehnten. Dies war eine Kraftprobe für jedermann, an welcher Stelle er auch stand. In dieser zerrissenen Zeit erreichte mich als Aufbau-Verleger im Februar 1990 der schöne Brief einer »Weiberrunde«, zu der Helga Königsdorf, Irmtraud Morgner, Helga Schütz, Christa Wolf und andere Autorinnen des Aufbau-Verlages gehörten, in dem sie mich wissen ließen, »daß es jetzt in unser aller Interesse ist, daß Du Dich nicht schwach fühlst«. Dieser Brief war wie Post nicht ins, sondern aus dem gelobten Land, um Anna Seghers' Metapher noch einmal aufzunehmen, und stärkte den Mut, die Mammutaufgabe in Angriff zu nehmen, den Aufbau-Verlag in ein zweites Zeitalter zu führen.

Man will es sich heute nicht mehr vorstellen, eine eingespielte Verlagsmannschaft von 185 Mitarbeitern auf etwa 60 zu reduzieren, weil sich die Prämissen von Verlagsarbeit gravierend veränderten. Zählte bisher gnadenloser Anspruch an die Seriosität der Inhalte und die Solidität der Editionsarbeit zu den Richtlinien der Verlagsphilosophie, so entschied jetzt gnadenlose Schnelligkeit im Rennen um den Platz an der Sonne. Die Muße, manchmal die Langsam-

keit, in deren Nachbarschaft die Bücher reiften, wurden abgelöst von Hektik, geschulter Betriebsamkeit und dem Willen zur Aktion, zu Aktionen, was rasch in den lächerlichen Anglizismus *action* hinüberwechseln konnte. Der neue Modus vivendi der Verlagsarbeit sollte mit weniger Leuten den gleichen Ertrag herstellen. Entweder hatten wir bisher geschlafen, oder die Kollegen in den Westverlagen hatten Siebenmeilenstiefel an. Bald merkte man aber, daß auch dort nur mit Wasser gekocht wurde und daß häufig unseren Ausgaben, den Bibliotheken der klassischen Literatur, den literaturwissenschaftlichen Publikationen, den Übersetzungen die besseren Qualitätsprädikate zugesprochen wurden. Freilich mußte man auch feststellen, daß der Markt, diese unheilige Allianz der Medien und Claqueure der Werbeindustrie, die Nachhaltigkeit unserer Verlagsauffassungen nicht angemessen honorierte, so daß die lästerliche Vermutung auszusprechen ist, daß vorerst die großen Zampanos der Schnellunterhaltung die Dirigenten des modernen Literaturbetriebs blieben, vorerst, meinte ich. Wie die Verlage am Ende des 21. Jahrhunderts aussehen würden, wußte keiner. Würden sie Oasen der Bedachtsamkeit sein, in der die Bücher als einzige Waffe »gegen die Welt der Rohheit« benutzt werden, wie es Milan Kundera in seinem Roman *Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins* einmal aussprach, oder werden es Herbergen uns noch fremder Erscheinungen, in denen Digitalfetischisten unsere schöne Sprache in irgendwelche Zahlenfolgen zerlegen?

Ferne Zeiten. Jetzt mußte man sich von wunderbaren Akteuren verabschieden, von Lektoren, Vertriebsleuten, Korrektoren und Herstellern mit großer Sachkompetenz und meist von hoher Bildung und noblem Charakter. Diese Besorgnisse waren es vor allem, die den Verlagsalltag bedrückten und im Umbruchjahr 1990 die Kräfte anspannten. Man mußte versuchen, obwohl der stolze und reiche

Verlag über Nacht viel ärmlicher geworden war, das Autorenensemble zusammenzuhalten. Die Verlage der alten Bundesrepublik sparten nicht mit lukrativen Angeboten, um vor allem die in der Welt bekannten Autoren von Aufbau wegzulocken. Bedenkliche Kaufmannsmanieren beherrschten die Gespräche, wenn es um die Wahrnehmung von Rechten ging, die man sich im geteilten Deutschland geteilt hatte. Dort spielten manche Verleger der Bundesrepublik immer noch auf den Klaviaturen der Hallstein-Doktrin und meinten, daß nur sie die Autoren in ganz Deutschland vertreten könnten, obwohl die Original- bzw. Weltrechte beim Aufbau-Verlag in Ostberlin lagen. Ein besonders eigenwilliger Interpretationskünstler war der Rowohlt-Chef Michael Naumann, in dessen Weltbild es partout nicht unterzubringen war, daß wir Deutschen im Osten nun den gleichen Rechtsvorschriften gehorchen wollten wie die Deutschen im Westen. Ohnehin mußte man rückblickend feststellen, daß Lizenzverträge, die in den fünfziger Jahren zwischen Ost und West geschlossen wurden, einen argen Hang zur wirtschaftlichen Übertölpelung verrieten, weil die DDR ein armes, die Bundesrepublik stets das reiche Land war mit der konvertierbaren Währung. Gesten der deutsch-deutschen Aussöhnung hatten damals das Verlegerpaar Walter Janka/Ernst Rowohlt ausgezeichnet, aber die Verträge, die sie abschlossen, zum Beispiel zu Büchern von Hans Fallada, waren von strangulierenden Paragraphen geprägt, wie sie in keinem Vertrag zwischen Verlagen der Bundesrepublik oder zwischen Verlagen im westlichen Ausland Unterschlupf gefunden hätten. Ich war angesichts auch dieser Hypotheken darauf angewiesen, ein paar unpopuläre Entschlüsse zu fassen.

Seit der Wende hielt ich über Monate hinweg die Autoren des Aufbau-Verlages in stark frequentierten Autorenversammlungen über die aktuellen Geschehnisse auf dem

Laufenden. Es war vieles zu besprechen. Der Verlag befand sich auf dem Weg vom sogenannten Volkseigentum in eine privatwirtschaftlich organisierte Gesellschaft. Die Karenzzeit, der Schwebезustand, nannte sich GmbH in Gründung. Es waren turbulente Zusammenkünfte, die ich in der lichtdurchfluteten Kantine moderierte, die ehemals die Schalterhalle des Bankhauses Delbrück, Schickler & Co. gewesen war. Ich erfuhr Sachen, die ich bis dahin noch nie gehört hatte. So wußten beispielsweise einige Autoren, daß der Verlag Parteibesitz war. Ich wußte das nicht. Ich konnte nur mit den Schultern zucken. Andere hatten davon gehört, daß sich der junge Gysi das Unternehmen unter den Nagel reißen wollte. Alles, was mit Partei zu tun hatte, war des Teufels. Die Gerüchteküche, die sich im Land austobte, machte um die Autoren keinen Bogen. Es war keine poetische Zeit, jedenfalls nicht für die, die die Betriebe durch die gesellschaftlichen Turbulenzen hindurchsteuern mußten. Im Ergebnis der Autorenversammlungen entstand ein Autorenbeirat, der die Verlagsleitung beratend begleiten sollte und in einem vergleichbaren Gremium beim Luchterhand Verlag in Frankfurt/Main sein Vorbild hatte. Ihm gehörten Christoph Hein als Sprecher, Heinz Kahlau, Helga Königsdorf, Erwin Strittmatter und Christa Wolf an. Von westdeutscher Seite nahmen zeitweise Günter Grass und Peter Härtling an Begegnungen teil, die als Luchterhand-Autoren im Umgang mit solchem Beratergremium bereits Erfahrung hatten. Es gab eine Stimmung, daß der Aufbau-Verlag die schwierigen Aufgaben, vor denen er stand, nicht packen könnte. Man schlug vor, sämtliche Taschenbuchrechte der Aufbau-Autoren an Luchterhand zu verkaufen, und wußte sich mit dieser Überlegung auch mit einem Großteil der Autoren, die nicht dem Beirat angehörten, einig. Das war der Virus, der zur Wendezeit in vielen steckte, das Mißtrauen gegenüber der eigenen Kraft. Der Westen

als Lichtgestalt, die alles lösen konnte. Ich mußte Beirat und Autoren erklären, daß die Arbeitsteilung seit langem stattgefunden hatte. Die Autoren schrieben die Bücher. Die Verleger bündelten sie zu Programmen und brachten sie an Frau und Mann, und da das Risiko einer erfolgreichen Verbreitung bei ihnen lag, faßten sie auch ihre eigenen Entschlüsse. So gründete ich Ende Januar 1990 in einem Akt von Selbstschutz und Selbstachtung, der zu dieser Zeit zugleich das Potential der Selbstzerstörung in sich trug, den Aufbau Taschenbuch Verlag. Ich hatte kaum Verbündete. Auch mein Leitungsstab betrachtete den Entschluß als eine Art Hasardspiel. Nur der Lektor Günther Drommer hielt die Fahne mit hoch und schmiedete mit ein paar Enthusiasten, die in der Gründung zugleich die eigene Überlebenschance erkannten, in Tag- und Nachtarbeit ein Programm, das Zukunft in sich trug. Drommer wurde der Programmchef des Unternehmens, das nun die Aufbau-Gruppe mit Aufbau und Rütten & Loening sinnvoll ergänzte.

Als die Gründung publik wurde, überschütteten uns die Zeitungen und viele Verleger der Bundesrepublik mit Skepsis und Häme. In München, Frankfurt, Köln und anderen Städten hieß es, ich sei großenwahnsinnig geworden. Man konnte sich nicht vorstellen, daß wir auch von dem Kuchen etwas abhaben wollten, den wir durch die Beförderung und Herstellung der deutschen Einheit selbst gebakken hatten, daß wir also bei der Neuverteilung des Buchmarktes ein Wort mitreden wollten. Ein nobler Münchner Verleger, Wolfram Göbel, der Chef des Deutschen Taschenbuch Verlages (dtv), verstand das und begrüßte uns in einer Laudatio während der Leipziger Frühjahrsmesse 1991 im Kreis der deutschen Taschenbuchverleger. Im Klinger-Saal des Museums der Bildenden Künste prickelte es vor Erwartung, als wir den Slogan *Das Alphabet des Lesens beginnt*

mit *Aufbau Taschenbuch* in die Welt setzten und die ersten 50 Titel vorstellten, mit denen unsere, des Lesers, »Gedanken in den Himmel wachsen« sollten. Blickte man später zurück, staunte man über die Verwegenheit jener Tage, die freilich auf ein solides Fundament gestellt war. Der Aufbau-Verlag als der größte belletristische Verlag der DDR mit Weltrechten von Heinrich Mann, Lion Feuchtwanger, Arnold Zweig, Anna Seghers, Egon Erwin Kisch und vielen anderen bedeutenden Autoren verfügte in seinem Fundus über 10 000 sorgfältig edierte Titel, auf die sich das Taschenbuch zunächst auch ohne neue Kreationen, ohne Neueinkäufe von Lizenzen beziehen konnte. Das Taschenbuchprogramm begann mit Band 1 in eigener Sache, mit Autoren- und Verlegerbriefen 1945 - 1949 unter dem Titel *Allein mit Lebensmittelkarten ist es nicht auszuhalten*. Das Erstlingswerk des neuen Verlages, für Sammler ein Merkzeichen! Alle Vorreden beiseite, alle Lobpreisungen und Verteufelungen vergessen, ohne den Aufbau Taschenbuch Verlag wäre die Aufbau-Verlagsgruppe nicht lebensfähig geblieben.

Ich schaue auf die Rotation jener Tage, auf die Drehbewegungen des eigenen Körpers, der eigenen Seele mit einer gewissen Genugtuung zurück. Neben dem Aufbau Taschenbuch Verlag beförderten diese Spannungen noch ein zweites Verlagsunternehmen ins Leben, den Verlag Faber & Faber, im September 1990 in Berlin gegründet, der sich zehn Jahre später, von Leipzig aus, nach dem Urteil der Presse zur ersten Adresse in Deutschland für illustrierte Bücher hochgearbeitet und mit spektakulären Verlagsreihen wie *Die Graphischen Bücher - Erstlingswerke deutscher Autoren des 20. Jahrhunderts* oder *Kultbücher der Weltliteratur in illustrierten Ausgaben* als Institution für unverblaßte deutsche Buchkultur inauguriert hatte.

Dennoch: Es war keine poetische Zeit.

Eine Versammlung jagte die andere. Journalisten gaben

sich die Türklinke in die Hand und fragten, was man für ein Parteibuch in der Tasche hätte. Es interessierte sie weniger unsere fachliche Arbeit, mehr unser Niedergang und ihre politischen Schuldzuweisungen. Für sie waren wir bereits erledigt, vor allem für die einwandernden Helden aus Bayern, denen der CSU-Paß aus der Tasche lugte. Das Diktat eines neuen Zeitgeistes kündigte sich an. Von Tribunalen war die Rede. Der Verlag setzte dem *Deutsche Lebensläufe* entgegen: Stephan Hermlin, Hilde Eisler, Wolfgang Ullmann, Konrad Weiß, Egon Bahr, deutsche Geschichte in Personenbildern, deren Bewegtheit oft die Grenzen des Faßbaren überschritt, Zerrissenheit und Kontinuum in einem. Wir hatten gelebt, wie überall auf der Welt, auf unterschiedliche Weise. Wir mußten einander zuhören. Das war die Forderung der Zeit, die wir in einer besonderen Taschenbuchserie *Texte zur Zeit* unterzubringen versuchten. Denn mit den tapsigen und tolldreisten Rundumschlägen, vor denen nicht einmal die aktuelle Literaturkritik gefeit war, konnte man nichts anfangen. Reich-Ranicki hatte plötzlich vergessen, was er über DDR-Autoren wie Hermann Kant gesagt hatte, Fritz J. Raddatz auch. Es war lustig, ihre Urteile von vor und nach der Wende zu vergleichen. Es war zum Hinschmeißen. Die Betrachtung von DDR-Literatur erhielt einen anderen Bezugspunkt. Nicht mehr der Text war das Kriterium der wetterwendischen, von der politischen Großwetterlage unterminierten Urteile, sondern deren Wohlverhalten gegenüber Sozialismus und Kapitalismus. Es drehte sich etwas um. Was man jahrzehntelang verworfen hatte, wurde jetzt eigenes Schießpulver. Nun wurden literarische Texte nicht mehr nach ihrem Aufklärungscharakter, ihrer Textgestalt untersucht, sondern nach ihrer Staatsnähe, nach ihrem möglichen Fälschungspotential gegenüber der Wirklichkeit, weil die Autoren nach Ansicht der Westkritiker das falsche Le-

ben gelebt hatten. Diese Ansichten trieben kuriose Blüten wie bei Karl Corino und seinen Spiegelfechtereien zu Stephan Hermlin und führten letztendlich zu dem schwarzen Humor um Christa Wolf, die Presse und »Geschichtsaufarbeitung« wie andere bedeutende Künstler der DDR, wie Heiner Müller oder den Leipziger Maler Wolfgang Mattheuer, plötzlich zu Staatsdienern erklären wollten. Als könnte man mit dem für Literatur und Kunst absurden Begriff »Staatsnähe« ganze in der Welt anerkannte Werkgruppen aus dem Felde schlagen. Die Verblüfftheit über diese dummdreisten Streiche war so groß, daß sich sogar Christa Wolf eine Zeitlang am Spieß braten ließ, während an Heiner Müller alles abtropfte; er dachte wie vormals Götz von Berlichingen. Die in Literatur und Kunst ansässigen Galionsfiguren des Reformpotentials in der DDR als Staatskünstler zu definieren, sie damit diffamieren zu wollen, war der Versuch, die Hoffnung auf ein anderes Gesellschaftsmodell als das des Kapitalismus endgültig zu zerstören und die Aufarbeitung aktueller Gesellschaftskonflikte zu verzögern. Derweil präsentierte sich der Kapitalismus in seinem schönsten Gewand. Die Läden waren vollgestopft mit veritablen Angeboten. In den Glasscheiben der Autohäuser spiegelten sich die feinsten Modelle, auf den Höfen standen die abgewirtschafteten Karossen. Auf den Gebrauchtmärkten veredelten die Geldsäcke der westlichen Heranschaffer ihre kostbare Münze, bis die ersten Ermattungserscheinungen auftraten, auf beiden Seiten. Der Nachschub wurde ärmlicher, die Nachfrage schwindstüchtiger.

So wie man Kunst- und Literaturszene zu zersplittern versuchte durch unselige Debatten à la Christa Wolf, so bemühte man sich, das Führungspersonal der DDR-Betriebe, soweit es noch nicht vertrieben war, im Wohlgefühl saturierter Lebensweise zu ersticken. Ich erinnere mich an eine

Zusammenkunft ostdeutscher Führungskräfte im Steigenberger Hotel in Westberlin. Kurt Biedenkopf hielt einen Vortrag, dreistündig, ohne Spickzettel, ohne Merkstütze. Er parlierte über Gegenwart und Zukunft, über Risiken und Sachzwänge des Wirtschaftslebens, über die Tücken und Schönheiten der Politik, über bevorstehende europäische Völkerwanderungen u. v. m. Die Kunst des Vortrags beflügelte die Kunst des Zuhörens. Es war beeindruckend. Eine Meisterleistung. Ich dachte an Referate von Ulbricht und Honecker, an die kläglichen rhetorischen Versuche von Provinzfürsten, an den ganzen nebulösen Schnee von gestern, dachte, wie Rede strahlen konnte, wie lässig sich alles durcheinanderwürfeln ließ, die ganze Welt, wenn es darauf ankam. Am Ende dachte ich aber: Die Falschmünzerei würde wohl nie aufhören, das Anmalen von Geschichte mit selbstgemischten Farben. Ich war verblüfft über die Ähnlichkeiten der politischen Akteure, sosehr sie sich auch in Charme und Eleganz und im Umgang mit der Sprache voneinander unterschieden. Sie heiligten die eigenen Zwecke und die Mittel auch, wie die Jesuiten.

Als wir aus der Welt des Parlierens heraustraten, führte der Weg, wie gewohnt, zum Buffet. Die Tische bogen sich unter der Last der ausgestellten Kreationen. Die Stirnseite des Dreiflügelarrangements mußte ein Chocolatier dekoriert haben. Die Fähnchen der Bundesrepublik flatterten im Wind der Wohlgerüche. Ich dachte an Brechts schiefe poetische Verlautbarungen: Erst kommt das Fressen, dann die Moral. Würden uns diese schrägen Hausegen einholen?

Nach dem Gelage fanden sich Gesprächsrunden zusammen. Ich wurde von einem Zweierteam mit einer seltsamen Frage überrumpelt. Warum ich in das Gebäude des Aufbau-Verlags in der Französischen Straße 32 noch investieren würde? Ich hätte das Dach neu gedeckt, aber das

Haus würde mir bald nicht mehr gehören, und ich würde für Eigensinn keinen Pfennig zurückerstattet bekommen. Ich war verblüfft über die Offenheit. Meine Gesprächspartner waren die Emissäre des Bankhauses Delbrück, Schickler & Co. Wir schrieben das Jahr 1990. Das war jeden Tag für Überraschungen gut, für Nackenschläge deutsch-deutscher Vergangenheitsbewältigung. Biedenkopf sollte uns intellektuell aufbauen. Ich kroch frustriert in mein Gehäuse zurück und schmiedete Pläne, die Gewohnheiten des Kapitals zu überlisten. Die Tage darauf maß ich meine Kräfte mit der Dresdner Bank, David gegen Goliath. Ihre Manieren waren unbesiegbar. Sie verkleinerte die Kredite und vergrößerte ihren Zinsertrag. Habenichtse sollten arm bleiben, Millionäre konnten aufstocken. Eine verrückte Welt.

Durch das Land zogen Scharen von Unternehmensberatern und Goldgräbern. Eines Tages kehrte ein kleiner bärtiger Mann im Verlag ein, der lange Schatten vorauswarf. Er globetrottete durch die Geschäftswelt und wollte den Aufbau-Verlag kaufen, palaverete er ungezwungen daher. Er hätte reiche Hintermänner und Gönner wie den Westberliner Wirtschaftssenator Elmar Pieroth, einen Sproß aus der Sippe der Weinpanscher. Der Kleinwüchsige war ein alter Bekannter. Es war Frank Brunner vom Robinson-Verlag in Frankfurt am Main. In DDR-Zeiten hatte er vom Aufbau-Verlag die Lizenzen für die westdeutschen Ausgaben des Franzosen Robert Merle eingekauft, den Aufbau in den deutschen Rechten vertrat und ihm zu traumhaften Auflagen verholfen hatte und dessen Titel wie beispielsweise *Der Tod ist mein Beruf* oder *Die geschützten Männer* oder *Die Insel* fast jeder Lesefähige in der DDR aus dem Schlaf heraus aufrufen konnte.

Eingekauft hatte Brunner die Lizenzen, aber bezahlt hatte er sie nicht. Er vergab Sublizenzen an Taschenbuchver-

leger, ohne dazu berechtigt zu sein. Als mannigfache Mahnungen nichts einbrachten, zu gesicherten buchhändlerischen Gewohnheiten zurückzukehren, besuchte ich ihn in seinem Frankfurter Büro. Ich setzte mich vor seinen Schreibtisch und sagte, ich würde nicht eher wieder aufstehen, bis ich unser Geld in der Tasche hätte. Er meinte, ich sei ein Barbar und wäre im Unrecht. Er hätte die Außenstände längst überwiesen. Er wolle mir sofort die Belege zeigen. Er müsse nur in seine Buchhaltung stürzen, um meinen Beschaffungseifer zufriedenzustellen. Fort war er. Ich saß und wartete. Die Zeit verging und verging. Der »noble« Mann kam nicht wieder zum Vorschein. Ich fragte seine Sekretärin, was mit dem Verleger los sei, er sei in die Buchhaltung gestürzt, um Belege heranzuschaffen, und tauche nicht wieder auf. Die Sekretärin sagte, sie hätten hier gar keine Buchhaltung. Aufbau mußte sein Geld auf dem Klagewege eintreiben. Es kam nur ein Teil davon auf die Aufbau-Konten. Dieser Mann stand nun im Türrahmen meines Vorzimmers und wollte den Aufbau-Verlag kaufen. Ich hatte wenig Mühe, der personifizierten Schizophrenie die Tür zum Rückmarsch zu weisen. Das war nur eine von vielen Kasperlegeschichten, die die Wendezeit einrahmten, die aber den Unernst widerspiegeln, mit denen westdeutsche Glücksritter ihre eigene Vergangenheit zu übertölpeln versuchten, um sich als die neuen »Macher« zu gerieren. So kam es zu jener beängstigenden Konstellation, daß in kurzer Zeit an den Schalthebeln der ostdeutschen Umgestaltung Leute aus dem zweiten und dritten Aufguß der bundesrepublikanischen Elite saßen, die dem intellektuellen Vermögen, das sie ausgeschaltet hatten, nicht annähernd standhielten. Allerdings wußten sie viel besser die Fördertöpfe anzuzapfen, die zu jener Zeit überall herumstanden, um die angeblich maroden Betriebe (in unserem Falle: Verlage) wieder auf die Beine zu bringen. »Anschub-

finanzierung« hieß das Zauberwort, das die eingewanderten Neuunternehmer vor Verarmungsangst schützen sollte, während sich die Ostdeutschen den Mund fusselig reden, die Finger wundschreiben mußten, um den Banken (ohne eigene Immobilie, ohne auskömmliches Gehalt) einen Kredit abzufragen, der, wenn er tatsächlich erhascht war, schon anderthalb Jahre später von 5 % auf 13,75 % Zinspunkte hochgesprungen war. Diese eigentümliche Form der Solidarität durfte man nicht vergessen. Sie bewirkte, daß sich eine bodenständige Bourgeoisie im Osten Deutschlands nicht oder nur zögernd entwickeln konnte: An dieser Fehlzündung hatte Ostdeutschland lange zu knabbern. Sie hatte die Umlenkung von Gewinnen und Steuern zur Folge, die in ostdeutschen Betrieben und Kommunen erwirtschaftet wurden und in die Taschen der westdeutschen Besitzer und Finanzämter flossen, weil deren Stammbetriebe dort saßen. Derweil griff eine ruinöse Deindustrialisierung um sich. Viele Betriebe wurden nur deshalb in westdeutschen Besitz gerissen, um sie auszuschalten, abzuschalten vom Marktgeschehen. Es stecke keine Strategie dahinter, lautete die abwehrende Geste, wenn man auf das Phänomen zu sprechen kam.

Indes feierte die große Politik - wie in einer Parallelgesellschaft - die großen historischen Stunden. Gorbatschow belächelte im Kaukasus mit Kohl und Genscher das gemeinsame Jagdglück, als der DDR das Halali geblasen wurde. Ein Staatsvertrag beschloß die Wirtschafts-, Währungs- und Sozialunion der beiden deutschen Staaten. Es gab die ersten freien Wahlen. Die DM schleuste die DDR-Bürger in ihre Finanzhoheit, wenn auch in leicht gerupfter Form. DDR-Parteien legten sich in das Prokrustesbett ihrer Bonner Originale und feierten den Beischlaf als Sieg der Freiheit. Im hessischen Fulda tagte die erste gesamtdeutsche Bischofskonferenz. Der Einigungsvertrag nahm Gestalt

an. Der DDR-Verhandlungsführer hieß Günther Krause. Der Hallesche Lausbub mit dem Mecklenburger Baufimmel genoß die feierlichen Stunden und dachte schon an die eigenen fetten Pfründe. Am 3. Oktober 1990 endlich der Beitritt. Helmut Kohl übte am Messiasgesang der blühenden Landschaften. Die salbungsreichen Melodien hatten etwas Alttestamentarisches. Es war schön. Aber wer errichtete die Triumphbögen, von denen das Land jetzt vollgestellt wurde? Hatten an deren Erbauung nicht vor allem dessen Bewohner mitgewirkt, hatten nicht sie die Steinbrocken weggeschleppt, auf denen jetzt die Fahnen einer sieges-trunkenen Politik flatterten? Würden die eigentlichen Würdenträger wieder einmal vergessen werden, wenn man die Namen jener in die Bücher eintrug, die die Mauer niedergerissen hatten? Es paßte alles – und zum wievielten Male wohl – wieder so gut zusammen, was Bertolt Brecht seinen *Fragen eines lesenden Arbeiters* anvertraute, mit denen er dem Gang der Geschichte nachgelauscht hatte: »Wer bezahlte die Spesen?«

37

Ich fuhr ein Wochenende in die Berge meiner Thüringer Heimat und träumte den Herbst zu Ende, der in den schönsten Farben stand. Bunt und prächtig streckten die Hänge dem sanften Herbstwind ihre Kronen entgegen. In den Wipfeln schaukelten die letzten Flüchtlinge in den Süden ihre Abschiedslieder ins verträumte Land. Die Sonne trennte mit weichen Strahlen späte Früchte von den Zweigen. Die Blätter der Buchen, des Ahorns, der Erlen und Eichen zitterten vor Anstrengung, sich noch ein paar Stunden festzuhalten am nährenden Geäst, um die Schönheit auszustellen, die der Pinsel der Natur in ihre Gesichter malte. Bald würden sie Alarm schlagen und abstürzen, hinunterrieseln

auf die Erde, aus der sie der Frühling herausgetrieben hatte. Die Wälder atmeten das Aroma ihres sachten Verwelkens. Düfte wurden zusammengerührt aus allen Etagen. Das Kraut der Heidelbeere, der dürre Farn, Brombeerblätter, späte Pilzgefäße, sterbende Nadeln von Kiefern und Tannen, raschelndes trockenes Laub, vermulschtes Gras und dürres Gehölz, das ganze bunte Allerlei der Formen und Fasern vermoderte zu jenem unvergleichbaren Samt des Abschieds, der den Waldboden ein paar Monate lang zum freiwilligen Gefängnis, dann zum Geburtshelfer übersprudelnden Lebens machte. Draußen auf den Lichtungen trotzten Hagebutten, Schlehen, Vogelbeeren dem Verfall. Keile von Schneegänsen kreuzten die wechselnden Himmel. Die Wolken spannten Brücken über den Horizont und rissen sie wieder ein. Der Herbst schoss eine Helle ins Land, daß es leuchtete wie aus der Ostwald'schen Lichtkugel oder blendete wie der Feuerstreif eines stürzenden Meteoriten.

Mein Dorf, das in den Hungerjahren der Weltwirtschaftskrise am Abgrund gestanden hatte, den Krieg, an Leib und Seele fröstelnd, überstand, in der Nachkriegszeit aufblühte als bergig-ländliche Sommerfrische mit tätigen Menschen in kleinen Fabriken, an Heimarbeits-tischen und in Häuslerwirtschaften, das ein wimmelndes Volk auf Festen und Feiern vereinigte und jährlich Tausende von Urlaubern des gewerkschaftlichen Feriendienstes willkommen hieß, deren Geldüberschuß abschöpfte und selbst zu Wohlstand kam, hatte die Kommunisten satt wie das ganze Land. Ihre Macht war überfällig wie das torkelnde Laub, überfällig, wie jede Macht einmal wurde.

In den kleinen Fabriken wurden die Lichter gelöscht. Der Westwind blies die Lampen aus. Die Sommerfrischler suchten sich andere Quartiere. Sie strömten hinaus in die weite Welt. Die Dorfstraßen grinnten wie leblose Katakomben. Der Regen klopfte das Kopfsteinpflaster in falsche La-

gen. Es fehlten die vielen Füße, die es zurücktrampelten in seine warmen Sand- und Schotterbetten. Die Dorfbewohner hockten in Stuben und Wirtshäusern und palaverten über die verlorene Zeit. Die Arbeitslosenquote stieg auf 35 Prozent. Man rannte der Arbeit nach bis in entfernte Gebiete. Familien zersplitterten. Die ersten Häuser verwaisten. Das Dorf – eine Schmelze. Der Westwind trocknete Felder, Wiesen und Herbergen aus. Wenn das Tauwetter vorbei, die Fallwinde der Veränderung verströmt waren, würde das Dorf von tausend Einwohnern auf etwa 350 Seelen abgeschmolzen sein, Dutzende Häuser würden leer stehen, andere in nur wochenweise bewohnte Urlaubsquartiere von Dänen und Holländern umgewandelt sein und vieles aussehen wie die ruinösen Landschaften in Oberitalien, in Amerikas Westen oder gleich hinter dem Brenner, wo manche Dörfer auch nur dastanden wie ausgehöhlte, glotzende Trutzburgen einer verlorenen Welt. Die Kommunisten würden wieder an Ansehen gewinnen, in verwandelter Gestalt. Sie erschienen wie ferne Garanten der Arbeit, wie Traditionalisten im Meer der Erneuerung, die wie der mittelalterliche Lübecker Buchdrucker Ballhorn ehemals das gedruckte Wort so heute die Bedingungen des gesellschaftlichen Lebens in der kapitalistischen Marktwirtschaft vorerst auch nur verschlimmbessern konnten.

Als ich zurück war in Berlin, holte mich die ostdeutsche Geschichte wieder ein mit ihren zerstörten Biographien, ihren zertrümmerten Entwürfen. Vor kurzem war das Buch *Der Sturz. Erich Honecker im Kreuzverhör* im Aufbau-Verlag erschienen, kein Buch für, auch keins gegen den alten Staatschef, nur der Versuch, in die erschreckenden ideologischen Verkrustungen einzudringen, die der Sozialismusversuch zur Folge hatte. Das Buch hatte Zähneklappern ausgelöst, vor allem bei einer Reihe von Aufbau-Autoren, als ich den Vertrag mit den beiden Interviewpartnern Rein-

hold Andert und Wolfgang Herzberg unterschrieben und die Tonbandkassetten der Gespräche in meinem Panzerschrank verschlossen hatte. Autoren fühlten sich brüskiert, mit ihren Büchern in der Nähe eines gestürzten Machthabers zu stehen, der allgemeiner Verurteilung verfallen war, vor dessen Übergangsquartieren besonders militante Freiheitskämpfer Rufe wie »Mörder, Verbrecher, häng sie!« skandierten. Wenn das Buch bei Rowohlt, bei Kiepenheuer & Witsch oder sonstwo in einer westdeutschen Stadt erschienen wäre, hätte kein Hahn danach gekräht. Der Profitgedanke hätte obsiegt. Nur in Ostberlin wurde die Inverlagnahme zur moralischen Angelegenheit. So verwickelt, auch so verlogen waren inzwischen die Zustände. Aber mein Denken war auf Erfolg orientiert wie das meiner westdeutschen Kollegen auch. Also nahm ich den Konflikt an, der sich in der Distanz anderer Aufbau-Autoren zu diesem Titel manifestierte. Als das Buch erschien, im Herbst 1990, es war der Herbst, der mich für Stunden zum Ausspannen in die Thüringer Berge gelockt hatte, ließ Honecker durch eine Einstweilige Verfügung, die seine Anwälte erwirkt hatten, die Auslieferung stoppen. Als er plötzlich schwarz auf weiß besaß, was er auf die Tonbänder gesprochen hatte, wollte er es nicht mehr wahrhaben. Er holte eine alte Gewohnheit hervor, die Schere im Kopf, die Praxis, der eigene Zensor zu sein, die man im Politbüro der SED besonders gepöppelt hatte. Das Buch erreichte durch den Verhinderungsversuch eine mediale Belichtung ohnegleichen in allen Teilen der Bundesrepublik.

Schon in geteilten Zeiten hatte der Aufbau-Verlag viele Freunde auch in den alten Bundesländern, und so erinnerte ich mich in der Not an die Hamburger Rechtsanwaltskanzlei von Heinrich Senfft, der bei Ausflügen in die DDR wohl nie ohne Aufbau-Bücher heimgekehrt war und mir in sein 1988 erschienenenes Buch *Glück ist machbar* über den

unaufhaltsamen Aufstieg des Bundesministers Dr. Friedrich Zimmermann eine warnende Zueignung eingetragen hatte: »Für Elmar Faber, damit er sich immer sagen kann, wie wunderbar es ist, von solchen Politikern vereinnahmt zu werden.« Die Kanzlei fegte in wenigen Tagen die Einstweilige Verfügung vom Tisch. Das Buch machte Furore. Die Geldbeutel des Aufbau-Verlags waren leer wie nie zuvor in seiner Geschichte. In kurzer Frist setzte das Haus 149 000 Exemplare ab. *Der Sturz* von Honecker half gewissermaßen dem Verlag in seiner wirtschaftlich und finanziell prekärsten Zeit über die größten Nöte hinweg und sicherte ihm ein Stück souveräner Selbstbewegung. Als der Erfolg perfekt war, genossen ihn die kritischen Autoren genauso wie die verlegerischen Draufgänger, und es war wieder wie überall auf der Welt: Erfolg hatte tausend Gesichter, und er hatte im Nu Dutzende Väter und Mütter, die sich seinen Geburtswehen verweigert hatten.

Da wir gerade auf dem Karussell sitzen und ein paar politisch spaltende Bücher an uns vorbeiziehen lassen, mit denen der Verlag auf der Suche nach den zeitgeschichtlichen Wahrheiten des Jahrhunderts war, noch ein paar Fakten. Aufbau steckte viel Engagement und Geld in die Bewahrung von Lebensläufen, in autobiographische Skizzen, Tagebuchnotizen, in die Aufdeckung von Praktiken des Stalinismus, die leisen und schillernden Bilder der Opposition, das gespaltene Bewußtsein der Deutschen. Er veröffentlichte Studien und Dokumente zum 11. Plenum des ZK der SED vom November 1965 unter dem Titel *Kahlschlag* und Memoiren über den Prozeß um Rudolf Slánský. Er feierte die Erinnerungen des Verlegers Fritz H. Landshoff an den bedeutenden Emigrationsverlag Querido in Amsterdam oder die Ansichten Georg Lukács' in den 30er und 40er Jahren. Johannes R. Becher beschwor seine Lebenskrisen noch einmal herauf und beleuchtete das Elend

und die Irrtümer der Kulturbürokratie. Aus Ulrich Faures *Im Knotenpunkt des Weltverkehrs* wollte Aufbau am Beispiel des Malik-Verlages Größe und Elend deutscher Geschichte zwischen 1916 und 1947 erfahren. Aus einem Erinnerungsbuch von Günter Mittag, dem obersten Wirtschaftslenker der DDR, wollte er Verwerfungen der DDR-Gesellschaft entziffern, wollte herauskriegen, warum es zum Verfall der Städte, zum Niedergang der Demokratie, zu den kollaptischen Anfällen der Wirtschaft gekommen war. Vergeblich. Mittag war ein Muster von Starrköpfigkeit. Er verschanzte sich bei jeder Frage nach den Ursachen der Staatskrise hinter Schablonen der Parteidisziplin, hinter Vermächtnissen des antifaschistischen Widerstandskampfes, die gerade die Parteioberen durch realitätsferne Politik zu nassen Lumpen verkommen ließen. Ausgerechnet dieses Buch, es hieß *Um jeden Preis. Im Spannungsfeld zweier Systeme*, mußte in der Privatisierungsphase des Verlages dafür herhalten, mir das eigene Fell zu gerben. Ich hatte veranlaßt, daß es ein werbewirksames Titelbild bekam. Die Treuhandchefin Birgit Breuel war darauf abgebildet aus der Zeit ihres niedersächsischen Ministeramts, an einem großen runden Tisch im Verhandlungsgespräch mit Günter Mittag, in der Tischmitte die Standarten der Bundesrepublik und der DDR. Das Titelbild empfand man in der Treuhandspitze als Fauxpas, wie man fortan jeden historischen Sachverhalt, der mit der DDR in Beziehung stand, als Verstoß gegen das neu geltende Gesetz der Unkenntlichmachung dieses deutschen Landstrichs verstand, das man als neue Staatsdoktrin paraphiert hatte. Es sollte 1991 als Grund für meinen Hinauswurf aus dem Aufbau-Verlag benutzt werden, was aber mißlang, weil man sich an der moralischen Stärke des Verlages die Zähne ausbiß. Aufbau war eben viel mehr als ein Titelbild, das den neuen Mächtigen nicht gefiel. Der Verlag hatte, bei allen Ausblu-

tungen, nach den Kulturveränderungen auf dem DDR-Buchmarkt, nach dem Wegbrechen des sogenannten sozialistischen Wirtschaftsgebiets, nach den irritierenden Apercus der Treuhand über die Linksbürgerlichkeit des Aufbau-Programms, nach den nicht abreißen Sottisen der westdeutschen Konkurrenz und Medien einschließlich der Branchenblätter (besonders erbärmlich) über die Vergeblichkeit unserer Anstrengungen, am Leben zu bleiben, ein Programm über die Wende gerettet, das nicht nach Ermattung aussah. Zu den alten Reihen und Bibliotheken, die ihn über Jahrzehnte hinweg stark gemacht hatten, stießen neue hinzu. Allein deren Aufzählung beschreibt das Maß an Zuversicht, das das Unternehmen nach der Wende beherrschte. Eine Reihe *Aufbau Sachbuch* verpflichtete den weithin anerkannten deutschen Buchkünstler Juergen Seuss, den Künstlerischen Leiter der Büchergilde Gutenberg in Frankfurt/Main, zu ihrem Gestalter. Der Verlag - das sage ich ruhigen Gewissens - legte Bände vor wie Werner Mittenzweiss *Die Mentalität des ewigen Deutschen*, eine Studie über die nationalkonservativen Dichter 1918-1947 oder die bereits erwähnte Geschichte des Malik-Verlages, wie Igor Trutanows Bericht aus einem geheimen sowjetischen Testgelände unter dem Titel *Die Hölle von Semipalatinsk* oder die Biographie Franz Fühmanns *Ein deutsches Dichterleben* von Hans Richter, die nicht nur inhaltlich attraktiv waren, sondern seither als prägende Muster der deutschen Buchkunst ausgangs des 20. Jahrhunderts angesehen werden.

Geschmacksbildende Literatur, die sich den bedürfnislosen Übungen der Massenunterhalter entziehen wollte und der zunehmenden Nivellierung des Geschmacks entgegentrat. Ich glaube, neben der großen Tradition des Verlages war dies ein Grund mehr für den bis zum Frühjahr 1991 residierenden Präsidenten der Treuhandanstalt, Dr. Detlev

Rohwedder, den Aufbau-Verlag in ein Triumvirat von Unternehmen zu stellen, denen man die Zukunft sichern mußte. Das Dreiergespann hieß für ihn Carl Zeiss Jena, die DEFA Filmgesellschaft in Potsdam-Babelsberg und der Aufbau-Verlag Berlin. Es war ein Moment im Geschichtsverlauf, wo man Leuten begegnete, die Geist und Macht in Personalunion verkörperten, ähnlich den prächtigen Gestalten, die nach 1945 aus der Emigration zurückgekehrt waren und aus dem Intellektuellenbezirk hinüberwechselten in das Reich der Politik, dort nicht zurechtkamen, kollabierten oder pervertierten. Nach der Wende war die Spanne kurz, wo das missionarische Element, der Kultur-auftrag für die Einheitswerdung, im Bewußtsein waren, aber dann verkam der Umsturz in reiner Profitmacherei. Ich glaube, das läßt sich, was die Treuhand betrifft, am Übergang von Detlev Rohwedder zu Birgit Breuel gut personifizieren. Als ich dem Treuhandchef, zusammen mit meinem Programmchef Dr. Gotthard Erler, das erste Mal zum Gespräch am preußischen Kamin gegenüber saß und mit dem Wirtschaftspolitiker, dem gebildeten Jongleur, literarische Bälle hin- und herwarf, hatte man das Gefühl, daß die schwierige Sache der Überführung des DDR-Eigentums in Privathand in guten Händen lag. Unter der Ägide von Birgit Breuel hatte man immer das Gefühl, daß man zur Beute wurde. Vielleicht war es nicht pure Kaffeesatzlese-rei, wenn man vermutete, daß Rohwedder gerade wegen seiner intellektuellen Physiognomie verschwinden mußte, daß ihn gerade deshalb die Kugel niederstreckte, um seine Verheißungen zu beenden, die DDR-Wirtschaft und die kulturelle Leistung, die damit zusammenhing, als Konkurrenten anzunehmen, nicht als Beutegut. Als Verleger wollte ich Rohwedder eine Art Autobiographie entlocken, ein Kulturbild, Auffassungen über das schwierige Geschäft, das er betrieb, etwas zusammenzuführen, das sich wie Feuer

und Wasser zueinander verhielt, die Vermählung der diametral entgegengesetzten Produktionsverhältnisse in der DDR mit denen in der Bundesrepublik. Der Brief, den er an mich abschickte, um das Vorhaben, das er eine Zeitlang als verführerisch empfunden hatte, aus Gründen fehlender Muße endgültig zu verneinen, datierte vom 26. März 1991. Als dieser am 2. April 1991 bei mir ankam, war Detlev Rohwedder tot.

Das Frühjahr 1991. Durch das Land zogen Karawanen von Glücksrittern. Es wurde besichtigt, was nicht niet- und nagelfest war. Betriebe, Häuser, Wohnungen, Grundstücke am Meer und in den Bergen. Bei Aufbau meldeten sich Leute mit clownesken Ansichten und ohne Verstand. Die Treuhand schickte jeden vorbei, der ein paar kecke Sprüche aufzusagen wußte. Manchen mußte man erst erklären, was ein Verlag war, aber man wollte ihn kaufen. Seriöse Partner kamen auch. Die Holtzbrinck-Gruppe in Gestalt von Werner Schoenicke, einem sachkundigen seriösen Herrn, der die Holtzbrinck-Buchverlage dominierte, in einer italienisch geprägten Villa auf einem der Stuttgarter Hügel residierte. Heiner Hugendubel kam nach Berlin. Wir sprachen viele Stunden über den Verlag und seine Aussichten auf dem gesamtdeutschen Buchmarkt. Hugendubel bedrückte zur selben Zeit noch ein anderes Investitionsvorhaben in der Schweiz. Ich versuchte, alle Interessenten abzuwehren, die etwas mit dem Verlags- oder Buchhandelsgeschäft zu tun hatten, ob sie Suhrkamp, Holtzbrinck oder Hugendubel hießen. Ich verneinte die Abgabe von Taschenbuchrechten an Rowohlt und Luchterhand. Nur der Deutsche Taschenbuch Verlag in München (dtv) blieb außerhalb der Angstgegner. Machte man mit ihm Geschäfte, blieb man, wer man war, und er blieb, wer er war. Mir hatte sich aus langer Beobachtung das Modell Suhrkamp ins Bewußtsein geschrieben. Verlagspartner, fremdes Geld wa-

ren nur dann gut, wenn sie stillblieben, wenn sie sich nicht anmaßen, ohne eigentliche Sachkenntnis das operative Geschäft zu beeinflussen. Aufbau brauchte gerade in dieser anstrengenden Zeit Ruhe und Gelassenheit, Eigensinn und Geduld. Diese Position war der Treuhandanstalt ein Dorn im Auge. Ihre Privatisierungswut war sprichwörtlich. Sie wollte die DDR-Betriebe verklopfen auf Teufel komm raus, so schnell die Pferde laufen konnten. Sie betrachtete mich als Saboteur dieses Konzepts. Mein Bestreben empfand sie als fragwürdig, Gesellschafter außerhalb der Branche zu suchen. Eines Tages wurde ich zu einem ihrer Personalchefs bestellt. Er sagte, es gäbe eine Formsache zu erledigen. Als Geschäftsführer des Aufbau-Verlags, der sich nach den Usancen der Nachwendezeit in ihrem Besitz befand, müßte ich noch ein Papier unterschreiben. Es würde in den Unterlagen fehlen. Ohne das Papier könnte ich nicht Geschäftsführer bleiben. Ich fragte, wie das Papier aussähe. Er sagte, es wäre vorbereitet. Die *Erklärung*, die er mir auf den Tisch legte, in aberwitziger Absicht, wie sich zeigte, war auf eine Unterschrift bedacht, die bestätigte, nie für die Staatssicherheit gearbeitet zu haben. Ich sagte ihm, ich möchte nicht unterschreiben. Ich hätte nie eine Erklärung unterschrieben, nur um meinen Posten zu behalten, nicht im alten System, und im neuen möchte ich das auch nicht. Er schlug mit der Handkante auf den Tisch und bezeichnete mich als undankbar. Den Verlag verleumdete er als eine Art linke Giftküche. Die Ehrenhaftigkeit des Verlegerberufs schien mir gefährdet, so wie damals, als die Beamten der Staatssicherheit vor mir saßen und mich in ihre Dienste stellen wollten, vergeblich. Es war 11 Uhr. Nachmittags 14 Uhr war ich entlassen. Die Order hieß, ich möchte den Verlag nicht mehr betreten. Die Anordnung kam mir lächerlich vor. In einer anschließenden Belegschaftsversammlung erläuterte ich das Geschehen. Am

nächsten Tag kam ich an meinen Arbeitsplatz, als sei nichts passiert. Die innere Unruhe, die die Auseinandersetzung auslöste, kollabierte wenige Tage später von selbst, als der Aufbau-Verlag in Privateigentum übergang und ein Beschluß der neuen Gesellschaft meine bisherigen Kompetenzen bestätigte. Es gab nur einen Unterschied. Ich bekam mehr Geld.

An dieser Stelle ist es vielleicht angebracht, etwas über die Allgemeingültigkeit dieses Einzelfalls zu sagen. Der Einzelfall war ein Massenvorgang. Sozialistischer Realismus andersherum, zeitversetzt. Ich kann nicht sagen, daß ich darüber jähzornig oder besonders empört gewesen wäre. Trotz vieler Berichte jener Tage aus Fabriken, Schulen, Universitäten und anderen Bildungseinrichtungen, aus Rechtsprechung und Medienwelt, aus Krankenhäusern und Kasernen, trotz zahlreicher verschnupfter oder aufbegehrender Niederschriften über Art und Folgen der großangelegten Evaluierung, die alles andere als eine fach- und sachgerechte Bewertung, sondern in Wirklichkeit eine Abwicklung war, wußte man, daß jeder Umsturz mit einem Austausch des leitenden Personals einherging, schon seit der Antike. Die Bundesrepublik spielte die historischen Würfel. Ihr Makel war, daß sie den Umbruch nicht vollzogen hatte. Er war ihr besorgt worden, auch von den Leuten, die jetzt dafür büßten. Das war die historische Ungerechtigkeit. Und es war eine so grandiose Verschwendung von intellektuellem Potential, wie sie vorher in der deutschen Gesellschaftsgeschichte wohl noch nicht stattgefunden hatte. Dies war möglich, weil die Akteure der Gewinnerseite, die Repräsentanten des Kapitalismus in der Bundesrepublik, selbst zu Getriebenen wurden, vorwärtsgetrieben von echten und falschen Freiheitskämpfern der Gegenseite, die, wenn sie in bundesrepublikanischen Landen gestanden und gewirkt hätten, als Putschisten gebrandmarkt

worden wären. Es war eine verzwickte Gemengelage. Jammern war nicht angebracht. Wir wurden, die wir die DDR-Wirtschaft und -kultur in Gang gehalten hatten, ob Partei oder nicht, als die roten Bosse betrachtet. Und das waren wir auch. Wir hatten das Unternehmerblut. Aber wir hatten auch einen unbestechlichen Vorzug: Wir hatten die Dialektik. Wir wußten, daß die Welt sich veränderte, auf der Sieger- und der Verliererstraße. Wir wußten aus Erfahrung, daß herrschende Wirklichkeit nichts Bleibendes, kein starrer erratischer Block war und schon gar nicht alternativlos, wie bald darauf das Zeitalter der kapitalistischen Marktwirtschaft hingestellt wurde. Und wir hatten das soziale Gewissen, den Brocken Gerechtigkeitsempfinden, den ein jahrhundertelanger Kampf der Arbeiterschaft vor uns aufgetürmt und den eine Fußnote der Weltgeschichte, die DDR, in uns verwurzelt hatte. Vielleicht wurden wir, herausgerissen aus der Vollendung einer Utopie durch die Dämlichkeiten einer ungebildeten Herrschaftsclique, die Unternehmertypen des 21. Jahrhunderts, vielleicht wurden wir aus einer »Generation des Abschieds«, um einen Gedanken meines Lieblingsschriftstellers Wolfgang Borchert wieder aufzunehmen, zu einer Generation der Ankunft - »auf einem neuen Stern«.

38

Das Land - wie gesagt - war im Privatisierungsfieber. Im Frühjahr 1991 kam ein Interessent zu Aufbau, von dem man bisher noch nichts gehört hatte. Er kam auf Vermittlung von Hilmar Hoffmann, dem Kulturdezernenten der Stadt Frankfurt am Main, der von Dr. Ulrich Wechsler von der Suche des Aufbau-Verlages nach einem geeigneten Investor gehört hatte. Der Mann hieß Bernd F. Lunkewitz und

war ein Frankfurter Immobilienmakler. Er war jung und unternehmenslustig. Er war *der* Wunschkandidat. Er verstand nichts vom Verlagsgeschäft, dafür war er ein reicher Mann. Sporen eines Urverständnisses für den traditionsreichen Verlag hatte er sich in der SPD erworben, die in der Weimarer Republik den Slogan *Bildung für alle* oder *Wissen ist Macht* gepflegt und den die Nachkommen noch nicht vergessen hatten. Er hatte einen nicht gerade konfliktarmen Lebensweg hinter sich. Er war in einer hessischen Wäscherei aufgewachsen. Als Student der Politik und Philosophie ohne Abschluß hatte er sich der 68er Protestbewegung angeschlossen, hatte in Frankfurt am Main die sozialistische *Rote Garde Bockenheim* gegründet, war in einem vergitterten Polizeiwagen gesehen worden, verfügte neben einem ausgeprägten Wirtschaftsinstinkt über einen erheblichen Zitatenschatz aus den ökonomischen Schriften von Marx, war in lebensphilosophischen Fragen bewandert und konnte auf theoretische Hintermänner verweisen. Nach eigenem Zeugnis hatte er seine erste Million an seinem Dienstherrn vorbei erwirtschaftet und meinte, daß die erste Million zu erwerben die schwerste Aufgabe sei, dann ginge es leichter. Vermögend war er offenbar unter Beihilfe des SPD-Politfilzes in Frankfurt am Main geworden, der auf den Jungunternehmer stolz war und ihm Hinweise auf lukrative Immobiliengeschäfte zuschanzte. Es war eine Lust, ihm zuzuhören, und ein Erlebnis war es, wie er seinen Besitz vorführte, eine Villa im Frankfurter Stadtteil Sachsenhausen, mit geräumigen Anlagen und schönen Aussichten. Das hatte etwas Feierliches. Man dachte an noble Mäzene aus alter Zeit, die ihre Ansichten freimütig mitteilten über das, was sie erworben hatten, über Gemälde und Bücher, architektonische Kleinode und Frauen. Manchmal schien in den Paradigmen des Besitzes freilich etwas entsetzlich Provinzielles auf. Sein Spagat zwischen

Marxismus und Kapitalismus, vermerkte einmal der *Münchner Merkur*, wirke aber gar nicht lächerlich, sondern eher exotisch und durchaus imagebildend. Ein treffendes Urteil.

Jedenfalls war Lunkewitz Aufbau Wunschkandidat. Er war begeisterungsfähig und anfällig gegenüber den Schönheiten der Literatur, deren Bewertungen er eilfertig den Nachrichten seiner schönen jungen Frau entnahm, die wohl ein paar Semester Literatur studiert hatte und sich in der Schauspielkunst übte. Lunkewitz war in den Privatisierungsgesprächen ein gewiefter und zäher Verhandlungspartner gegenüber der Treuhand. Er war glücklich, als der Privatisierungsvertrag abgeschlossen werden konnte, und ich war stolz darauf, daß der Verkauf von Aufbau das wahrscheinlich sachgerechteste Geschäft im Verkauf des gesamten Ensembles der DDR-Verlage an Privateigner war. Die unseligen Eine-DM-Abmachungen, die man rundum wahrnahm, nur um die Verlage schnell an den Mann zu bringen oder sie namensgleichen Westpartnern einzuverleiben, hatten in den Abmachungen mit Lunkewitz keinen Platz. Der Aufbau-Verlag kostete ihn, bei Eintritt in die laufenden Verpflichtungen, ein paar Millionen, und das war dem Namen des Unternehmens, seiner Stellung im deutschen Verlagsgeflecht, dem Bestandsvermögen, dem Rechtfundus und den singulären archivalischen Beständen durchaus angemessen. Der Deal schien die Sicherheit in sich zu tragen, daß Aufbau der Suhrkamp des Ostens bleiben konnte, und ich glaube, daß Lunkewitz das bei seinem Einstieg auch wollte, ein Kulturinstitut, das weithin strahlte. Aufbau trug in seinem Verlagsverbund auch einige Zeitschriften bei sich, Blätter nobler poetischer und wissenschaftlicher Geistesarbeit wie die Zeitschrift *SINN und FORM*, die *neue deutsche literatur* (ndl), das Organ des Schriftstellerverbandes, die *MARGINALIEN* als Zeitschrift der Bibliophilen und die

Weimarer Beiträge, eine literaturwissenschaftliche Monatsschrift. Hinzu erwarb sich Lunkewitz die *Weltbühne*, jene berühmte Wochenschrift für Kultur und Politik, die Carl von Ossietzky durch die Stürme der Weimarer Republik geführt und in der Kurt Tucholsky den Ton angegeben hatte. Lunkewitz weinte vor Glück. Er fühlte sich in einer Nachfolge, die offenbar seinen politischen Anschauungen entsprach, linksbürgerlich, linksdemokratisch. Bald darauf kam er allerdings mit dem Einfall, aus der *Weltbühne* einen kleinen *Spiegel* zu machen, eine absurde Überlegung, aber diese kennzeichnete früh genug sein Talent zur Sprunghaftigkeit, zur fixen Idee. Er meinte, Christa Wolf müsse man überreden, einmal einen Kriminalroman zu schreiben, und er wollte, eigenartige Begrifflichkeit, bei Aufbau die sogenannte Strandkorbliteratur seßhaft machen. Ich dachte, dies seien gedankliche Fingerübungen des Anfängers, des Einsteigers in das Fach, und der Hektik der aufrührerischen Tage geschuldet, die auch den deutschen Buchmarkt durcheinandergebracht und den Druck vergrößert hatten, erfolgreich zu sein. Die Verlagsphilosophie der Alten, der Schutzheiligen unserer Zunft, der Samuel Fischer, der Kippenberg, der Kiepenheuer, der Kurt Wolff etc., den Leuten nicht nur zu geben, was sie verlangten, sondern vor allem was sie nötig hatten, hatte ja ohnehin längst ein verzerrtes Gesicht, und so war es nicht verwunderlich, daß ein Immobilienhändler seine warenkundlichen Befunde auch auf das Verlagsgeschäft zu übertragen versuchte. Auf dem sogenannten Markt rannten schon viele andere Kollegen nur irgendwelchen kurzfristigen Losungen nach, nicht mehr einem gebauten Programm. Dennoch kamen die locker-legeren Programm-»Anregungen« von Lunkewitz unerwartet. Anfangs hatte er vehement den Eindruck verbreitet, daß er nur der Reeder des Verlagsschiffs sei, ich als der Altverleger aber dessen Steuermann. Er wurde mit einer Schnel-

ligkeit von der Verführung überrumpelt, in öffentlicher Belichtung stehen zu wollen, daß er vergaß, daß ihm das Hintergrundwissen dafür fehlte. Plötzlich agierte er wie ein Zitatenkünstler, der irgendwelche Verse auswendig gelernt hatte oder sich diese vorsagen ließ. Von seinem Frankfurter Stammsitz aus rief er in der Woche drei-, viermal an und gab die Anregungen seiner jungen Frau zum Besten, womit das Verlagsprogramm zu bereichern sei. Einmal fragte er, ob ich Sudermann kenne, ein andermal wollte er mir die Bedeutung des Grafen von Keyserling bekannt machen. Er schwor auf die amerikanische Kriminalliteratur, huldigte der zweiten und dritten Klassik. Seine Unsicherheit, wie der Verlag nach der Wende zu strukturieren sei, schlug in gedankliche Hektik um, die von einem literarisch weltfernen Unternehmensberater aus München zusätzlich befeuert wurde. Nach einer schrägen Telefonunterhaltung über die Literatur der zwanziger Jahre mußte ich ihm sagen, daß der Verlag durch sporadische Zurufe nicht zu leiten sei, nicht vor der Wende und nach der Wende auch nicht, ein offenbar verletzendes Bonmot, wie ich bald merkte. Aber es machten sich an dieser Stelle zwei grundverschiedene Unternehmensauffassungen und Programmvorstellungen bemerkbar. Ich wollte - und wiederhole mich - den Suhrkamp des Ostens, der Aufbau war. Lunkewitz wollte eine literarische Parfümfabrik, für alle etwas, mit schnellem Erfolg und vergänglichen Duftnoten.

Diese Blitzlichter auf die Lunkewitz'sche Einstiegsphilosophie ergeben nicht die Physiognomie seines zeitweiligen Verlegerdaseins. Die war facettenreicher. Lunkewitz war von schillerndem Charakter, und so schillerten auch seine verlegerischen Einfälle und Einlassungen in bunten Farben. Es gab kurze Phasen, wo man glaubte, er könnte den Rang von Aufbau im Ensemble der großen deutschen Literaturverlage, also in der Nachbarschaft von Suhrkamp, Hanser,

Rowohlt und S. Fischer, stabilisieren. Aber dazu fehlten ihm Glaube und Mut für ein *nachhaltiges* Literaturprogramm, das Aufbau in den Kästen hatte und das nach der Wende durch neue Reihen zu vervollkommen und zu aktualisieren gewesen wäre. Vom Aufbau Taschenbuch Verlag war die Rede. Eine *Osteuropäische Bibliothek* startete mit den Zeit- und Selbstbetrachtungen des polnischen Bürgerrechtlers Jacek Kuroń, *Glaube und Schuld*. Eine neue Reihe, *Schicksale im 20. Jahrhundert*, hatte mit Titeln wie Ludwig Renns *Adel im Untergang*, dem Emigrationsroman von Konrad Merz, *Ein Mensch fällt aus Deutschland*, oder Sinaida Hippus' *Petersburger Tagebuch*, scharfzüngigen Aufzeichnungen aus den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts, ihre Spannweite auszudeuten versucht. Unter dem Slogan *Aufbau. Sachbuch* hatte der Verlag mit Büchern von Ulrich Faure, Werner Mittenzwei und anderen, wie bereits ausgeführt, aufsehenerregende Einzeltitel dem Buchmarkt anvertraut. Nach der Wende konnten nicht Beliebbarkeit, sondern Anspruch, nicht Wohlfeiles, sondern nur Originelles und Solitäres das Fortbestehen sichern. Es hieß, nicht einfach mit dem Strom zu schwimmen, sondern auch gegen den Strom. Diese Unternehmensauffassung erforderte Geduld. Geduld gibt Ruhe, mahnte einmal Hermann Hesse. Das war nicht die Meinung des neuen Verlagsigners Lunkewitz und seines bewegungsbesessenen bayrischen Unternehmensberaters. Schnell wurden die auffälligen Kreationen wieder hintangestellt, die die buch-künstlerische Meisterschaft von Juergen Seuss und unser hauseigenes Gestalterteam unter Leitung von Heinz Hellmis in Szene gesetzt hatten. Heute, fünfundzwanzig Jahre danach, sieht keiner mehr an diesen Aufbruchleistungen vorbei, dem Aufschrei gegen die Nivellierungssucht, der das der Bundesrepublik angeschwemmte Land DDR ausgesetzt war. Manche der Kreationen von damals,

darunter *Die schwarzen Bücher* von Rütten & Loening mit präziösen literarischen Angeboten von Anna Seghers, Carl Hauptmann, Victor Hadwiger oder Georg Heym, von weißen Bauchbinden umspannt und in bedruckte Papiere verpackt, sind heute gesuchte Kleinodien auf dem Antiquariatsmarkt. Gut, die Zeiten waren nicht danach. Tausend Steuertipps, Dr. Oetkers Koch- und Backratschläge oder Merians Reiselustigkeiten waren die gefragteren Artikel.

Was den Privatisierungsprozeß des Verlages aus dem literarischen Umfeld heraushob, waren die Mysterien der neuen Rechtsauffassung, die man eigenartigerweise als Dienerin politischer und wirtschaftlicher Interessen empfand. Ungemütlich wurde es gleich zu Beginn, als die Treuhandanstalt die Immobilie des Aufbau-Verlages in der Französischen Straße 32 aus dem Gesellschaftsvermögen entfernte und in Bundesvermögen umwandelte, weil man vorgab, die Französische Straße würde später zur Regierungsmeile gehören und bedürfte deshalb eines besonderen Schutzes. Der Verkauf des Verlages erfolgte also ohne das stramme Zubrot der ihm seit 1945 gehörenden Immobilie. Ein für unser Verständnis ungesetzlicher Akt, das Gesellschaftsvermögen zu spalten, den Bernd F. Lunkewitz als geschulter Immobilienhändler freilich für sich auszunutzen wußte. Er beobachtete aufmerksam die Fingerübungen der Behörden. Als er nach vorgeschriebener Frist, ich glaube, es waren vier oder sechs Wochen, feststellte, daß die Immobilie im Katasteramt nicht in Bundesvermögen umgehoben worden war (ein Versäumnis der Treuhandjustitiare), verkaufte er als Aufbau-Eigner die Immobilie für die sprichwörtlich gewordene 1,- DM an eine Tochtergesellschaft seiner Immobilienfirma namens BFL (Bernd F. Lunkewitz) in Frankfurt am Main. Als die Treuhand dahinterkam, war juristisch nichts mehr zu machen. Lunkewitz

hatte den Aufbau-Verlag für den Einsatz von ca. vier Millionen DM erworben. Die Immobilie verkaufte er, um die eigenwillige Rechtsauffassung der Treuhand zu befriedigen, für neun Millionen an die Treuhand zurück. Im Handumdrehen hatte er fünf Millionen gewonnen. Unser DDR-Verstand bekam ein Musterbeispiel dafür geliefert, wie man sich gegenseitig überlistete und – daß Gewinnsucht nicht strafbar war. Wenn man diese noch dazu hinter Verarmungsängsten versteckte und als bedauerungswert Gebeutelter in der aufgewühlten Nachwendelandschaft lustwandelte, wie es Bernd F. Lunkewitz prächtig verstand, konnte man sogar eine Strategie daraus entwickeln. Die Jahre danach hat Lunkewitz all dies zu einer Art Unterhaltungsspiel verfeinert, das sich durch mannigfaltige Prozesse schlängelte, um über die Treuhandanstalt an immer neues Geld heranzukommen, bis er sich in den eigenen Netzen verding und Aufbau Insolvenz anmeldete. Lunkewitz hat für die Öffentlichkeit von sich ein Bild zu entwerfen gewußt, als wäre er in der Privatisierungsphase arglistig getäuscht worden (was nach vieler, auch meiner Meinung nicht stimmte) und als sei er der große Verlierer, der in den Verlag Millionen investieren mußte.

Wenn man ein Flaggschiff steuern wollte, mußte man es unter Dampf halten, das gehörte zu jeder Unternehmerphilosophie. Lunkewitz wollte der Reeder sein. Lunkewitz hatte etwas gewonnen. Jetzt mußte er es instand halten. Das war kein DDR-Problem mehr. Daß er nicht genug profitiert hatte, konnte er nicht behaupten. Den Fünf-Millionen-Coup des Immobilienaustauschs habe ich angesprochen. Ein anderes »Geschäft« muß noch zur Sprache kommen. In Leipzig war der traditionsreiche Kiepenheuer-Verlag, der in den 20er Jahren das geistige Profil der Weimarer Republik mitbestimmt und sich nach dem Zweiten Weltkrieg in Weimar und Leipzig zu einem literarisch anspruchsvollen

Unternehmen entwickelt hatte, im Juli 1991 privatisiert worden. Der langjährige literarische Geschäftsführer Friedemann Berger und ein Verlagsökonom hatten einen Management-buy-out-Vertrag mit der Treuhand ausgehandelt, Ostdeutsche beide, und für den Erwerb mehrere Hunderttausend DM vereinbart, von denen 150 000 DM in private Haftung gingen. Das Jahr darauf kam der Verlag in Finanzierungsnot, was die Inhaber veranlaßte, wichtige Archivalien an ein Münchner Auktionshaus zu verkaufen, um Gehälter und Außenstände zu bezahlen, kein schöner, aber juristisch wohl kaum anfechtbarer Vorgang. Dies führte die Treuhand zu einer Kurzschlußreaktion. Plötzlich empfand sich die Behörde als Bewahrerin von deutschem »Kulturgut«. Berger und sein Mitgesellschafter wurden aus dem Hause gejagt, der Privatisierungsvertrag als ungültig erklärt. Es wurde angekündigt, den Verlag neu zu verkaufen. Als er später wieder zur Privatisierung ausgeschrieben wurde, kam Bernd F. Lunkewitz ins Spiel. Er schloß in Absprache mit der Treuhand den Verlag der Aufbau-Verlagsgruppe an, zahlte dafür einen symbolischen Preis und erhielt von der Treuhand eine Anschubfinanzierung von mehreren Millionen DM. Auf der illustren Spielwiese der Nachwendezeit waren es immer wieder dieselben Akteure, denen das Geld in die Taschen floß. Der Osten blieb meistens draußen vor der Tür.

Derweil mühten sich die Verbandsfunktionäre des Frankfurter Börsenvereins in ihren Sonntagsreden damit ab, dem Buchgewerbe unter »kommunistischer Gewaltherrschaft« auch die letzten Blinkzeichen auszureißen. Botschaften, die Frau Dorothee Hess-Maier, die Vorsteherin, 1992 ins Leipziger Gewandhaus rief, trieben vielen Beiwohnern ihrer Rede zur Leipziger Buchmesse die Blässe ins Gesicht. Ihr Hohelied auf die gewaltigen Leistungen des Westens, die honorigen Verdienste ihres Frankfurter Verbandes ließ

sie ganz und gar vergessen, besser: bewußt unterschlagen, daß es in der »DDR«, die man am liebsten jetzt wieder »So-wjetzone« genannt hätte, auch Bücher und Verleger gegeben hatte und auch einen Börsenverein, die nicht nur Marionetten einer totalitär gesteuerten Verwaltung waren, tumbe Statisten verfehlten Lebens, die man nun mit dem Verlust der eigenen Biographien bestrafen wollte. Man tat wieder einmal so, als hätte man von Bonn aus oder von Frankfurt, wo der Börsenverein saß, die Einheit herbeigeführt, und war erstaunt, als das großdeutsche Getue von den zum Reden bestellten Dichtern Andrzej Szczypiorski aus Warschau und Günter de Bruyn aus Berlin mit freundlichem Eifer dahingehend konterkariert wurde, daß es nach der Aufhebung der politischen Spaltung in Europa noch genug zu ändern gäbe, auch in der westlichen Welt.

Unser Verstand war bereit, das Gute der Bundesrepublik, die Demokratie und Teile ihres Freiheitsverständnisses (nicht die ungezügelte Freiheit des Geldes), in unser Gesellschaftsverständnis zu implantieren, aber offenbar gab es nur das »Prinzip Hoffnung«, nicht dessen Realisation. Denn was schnell zu beobachten war, war Altbekanntes. Die neue Herrschaft huldigte der gleichen Realitätsferne wie die alte. Bücher gab es massenhaft, und neue Verlage - kein Wunder nach den zweifelhaften Regularien der DDR-Kulturpolitik - schossen wie Pilze aus dem Boden, aber die große Überzahl davon waren Stätten der Selbstausbeutung, häufig Einmannbetriebe ohne Geld, ohne Erfahrung. Die Statistik wurde von den Verbandsfunktionären benutzt wie ein Wunder des Aufstiegs (wie in der DDR). Dabei war die Buchproduktion in den neuen Ländern zusammengeschrumpft auf ein Minimum. Leipzig war von einer Weltstadt des Buches zum Buchdorf mutiert, stand nun an 26. Stelle der Verlagsstädte in Deutschland und konnte den Rückfall lange nicht wettmachen. Zwei Jahr-

zehnte später noch mußte Christoph Links in einer respektablen Arbeit über *Das Schicksal der DDR-Verlage* konstatieren, daß Leipzig noch immer abgeschlagen auf Platz 16 der deutschen Verlagsstädte rangierte. Die Stadt hatte alles eingebüßt, was sie zum Musterknaben in der DDR und davor in der Welt gemacht hatte. Der Insel-Verlag war verschwunden, das berühmte Leipziger Archiv nach Frankfurt entführt, Kiepenheuer war Aufbau einverleibt und inzwischen fast Hungers gestorben. Das Bibliographische Institut, Brockhaus, Teubner etc. waren unter die Dächer der westdeutschen Häuser gleichen Namens geschlüpft. Fachverlage hatten ganz ins Gras gebissen oder waren - entmannt - in größeren Gruppen aufgegangen. In Berlin war es nicht anders. Birgit Breuel und ihre Treuhandmannschaft hatten in kurzer Frist ganze Arbeit geleistet. Schnell war man die leidige Sache los, die Angst, daß sich in den DDR-Verlagen ein kritisches Potential gegen die kapitalistische Gesellschaftskunst formieren könnte, das nach Gegenentwürfen suchte, nach einem »dritten Weg«. Es war nicht nur ein Wirtschaftsumbau - der notwendig war -, es war ein Gleichschaltungsritual ersten Ranges, das da ablief, ein Meisterstück der Unterwerfung unter falschem Namen.